



Covid-19 ist die Hefe der Digitalisierung: Home-Office, Fernunterricht, Online-Shopping, Video-Streaming und Corona-App – wir erleben einen Sprung in die Zukunft, den es in Echtzeit zu begreifen gilt. Roberto Simanowski unternimmt diesen Versuch und entziffert verschiedene Phänomene des Corona-Alltags aus einer kultur- und medienwissenschaftlichen Perspektive: das Bildschirm-Meeting als Enthüllung des Optisch-Unbewussten, die Corona-App als Machtkampf zwischen Technologie und Gesellschaft, die IT-Unternehmen als fünfte Gewalt, die Anti-Corona-Proteste und Verschwörungstheorien als Nebenwirkungen des Internets. Das Fazit ist überraschend und bestürzend: So wie die Corona-Krise die Digitalisierung beschleunigt, so beschleunigt diese den Ausbruch der Infodemie, die auf eine viel bedrohlichere Krankheit verweist: Die Krise der Demokratie.

Roberto Simanowski, geboren 1963, war bis 2018 Professor für Kultur- und Medienwissenschaften in den USA, Hongkong und in der Schweiz und lebt seitdem als Publizist in Berlin und Rio de Janeiro. Sein Buch *Todesalgorithmus. Das Dilemma der künstlichen Intelligenz* erhielt 2020 den Tractatus-Preis für philosophische Essayistik.

DAS VIRUS UND DAS DIGITALE
PASSAGEN THEMA

Roberto Simanowski
Das Virus und das Digitale

Passagen Thema
herausgegeben von
Peter Engelmann

Passagen Verlag

Inhalt

Vorbemerkung	13
Prolog	17
Shutdown	23
Trac(k)ing-App	41
Screen-Mining	55
Deplatforming	71
Infodemie	85
Epilog	115
Anmerkungen	125

für Luciana
zumal jetzt

Vorbemerkung

„Es war die perfekte Krise in doppelter Hinsicht: Keiner hatte sie gewollt, aber alle mussten mit ihr umgehen, sie war völlig unpolitisch, aber voller politischen Sprengstoffs [...] Viele beschreiben jene Jahre als eine Zeit des informellen Bürgerkriegs. Denn der Unmut, Frust und Protest war unübersehbar und äußerte sich verstärkt auch auf der Straße. Andere kennzeichnen die Pandemie als Zeit der Einkehr und Offenbarung, als Beginn einer neuen gesellschaftlichen Gesinnung. Denn am Ende war unverkennbar, dass die westlichen Demokratien den Herausforderungen des 21. Jahrhunderts nur gewachsen sind, wenn sie wieder lernen, das Wohl der Gemeinschaft über die Interessen des Einzelnen zu stellen. Es galt, die Pandemie als Gelegenheitsfenster für eine alternative Politik zu verstehen. Manche sehen deswegen in dieser Krise sogar einen Testlauf für den Kampf gegen den Klimawandel, eine These, die angesichts der Folgejahre allerdings nicht unumstritten ist.“¹

Es war die Stunde des Staates und der Nation. Es war die Stunde der Exekutive – und der Virologen. Irgendwann war es kurz auch die Stunde der Soziologie. Dann schien es immer mehr die Stunde der Proteste zu sein. Und es gab die Forderung, dass es wieder die Stunde des Parlaments werden sollte. Die Stunde der Medienwissenschaft

war es nie. Anders als im Fall der Soziologie erhoffte man sich von der Medienwissenschaft keine Ratschläge zur aktuellen Situation. Es war ja alles klar: Home-Office ist unvermeidbar, also auch Zoom oder eine vergleichbare Software; Corona-App musste kommen, für die Einzelheiten sorgten die Datenschützer; Online-Shopping wuchs ebenso wie Video-Streaming, aus naheliegenden Gründen; und wer wollte jetzt etwas gegen Facebook oder andere Orte der kollektiven Tröstung sagen. Allen war klar: Digital ist das neue Normal. Worauf es jetzt ankam, war Medienkompetenz, nicht Medienwissenschaft.

Medienwissenschaftler sehen das naturgemäß anders. Gerade weil die Pandemie ein gewaltiger Digitalisierungsbeschleuniger ist, braucht es zeitgleich eine aufmerksame Beobachtung. Medienwissenschaftler wissen: Medien vermitteln zwischen A und B und kaschieren dabei, wie sehr die Vermittlung nach ihren Regeln erfolgt. Darin liegt die permanente Gefahr der Medien für die Gesellschaft: ihre Unsichtbarkeit, ihre Durchsichtigkeit, ihr intuitives Design. Die Mediengestaltung verbucht es als Erfolg, wenn alles ganz schnell ganz normal ist. Die Medienwissenschaft sieht ihre Aufgabe darin, den Blick zu schärfen für das, was sich dem Blick entzieht: die wahrnehmungspsychologischen Aspekte des Interface, die kulturellen Folgen dieser Aspekte, ihre ökonomischen Gründe, ihre politischen Konsequenzen. Für Medienwissenschaftler liegt die Botschaft nicht nur als Schreiben in der Flasche, die ans Ufer treibt, sondern auch in der Flasche selbst, die den Empfänger anders mit der Absenderin verbindet als ein Brief von der Post oder eine E-Mail, die gleich zu beantworten ist. Medienwissenschaftler fragen weniger nach der Information, die das Medium von A nach B bringt, als danach, wie das *Medium* die Menschen in/formiert.

Denn die Botschaft, so eine ihrer Grundthesen, liegt immer im Medium selbst: Es hat die Macht, seine eigenen Postulate dem Ahnungslosen aufzuzwingen.² Aus dieser These resultiert die gesellschaftliche Aufgabe der Medienwissenschaft: die Frage nach der kulturstiftenden Funktion der Medien.

Das vorliegende Buch bietet Betrachtungen in diesem Sinne. Betrachtungen zu den medialen Aspekten der Pandemie und ihren kulturellen wie politischen Folgen: zum Selbstfindungspotenzial der Entschleunigung und den Gefahren der verstärkten Digitalisierung der Gesellschaft (*Shutdown*), zur Corona-App als Machtkampf zwischen den technischen Möglichkeiten und den politischen Prinzipien einer Gesellschaft (*Trac(k)ing-App*), zur Bildschirm-Konferenz als Enthüllung des Optisch-Unbewussten und anderer Geheimnisse (*Screen-Mining*), zu den IT-Unternehmen als gesellschaftlichem Machtfaktor (*Deplatforming*), zu den Anti-Corona-Protessen und Verschwörungstheorien als Nebenwirkungen des Internets (*Infodemie*). Es sind Betrachtungen, die in Echtzeit entstanden, vor Ort gewissermaßen, seit dem in Nashville, Tennessee, erlebten Lockdown Mitte März und der Rückkehr nach Berlin Ende April.³

Eine Pandemie ist mehr als ein Zeitraum, in dem man sich vorübergehend einrichtet. Sie ist ein Aktant, der Konstellationen schafft und Aktionen erzwingt. Sie beschleunigt den Digitalisierungsprozess der Gesellschaft und demonstriert ihre politischen Spannungen. Sie ist ein Gelegenheitsfenster für alternative Politik, aber auch für den Durchbruch dessen, was schon lange schleichend am Werk war. Was bleibt und was davon gut zu nennen ist, das wird erst in der Distanz sichtbar sein. Aber was auch immer diese Pandemie mit sich bringt, dies scheint

sicher: In der historischen Betrachtung wird man 2020 als das Corona-Jahr bezeichnen, das Jahr der Gesundheitskrise, an dessen Anfang uns ein Virus überraschte, für das es zum Jahresende einen Impfstoff gab. 2019 wird als das Jahr der Klimakrise in die Geschichtsbücher eingehen. 2021 als das Jahr der Demokratiekrise. Keine dieser Krisen wird 2022 gelöst sein. Aber vielleicht wird man angefangen haben, ihren Zusammenhang besser zu verstehen.

Berlin, 10. Januar 2021

Prolog

Alle wollten sie Sex. Oder zumindest Fun. Jedenfalls waren sie sehr jung und laut und high. Und sie trugen, passend zur Hitze und Nähe des Atlantiks, nur Bikinis und Badehosen. Studienanfängerinnen, die ihre Frühjahrsferien in Miami, einem der wärmsten Orte der USA zu dieser Zeit, verbrachten und, gerade mal ein halbes Jahr befreit von den Eltern und der Kleinstadt in Ohio oder Kentucky, nur das eine wollten: das Leben genießen. In ein paar Tagen würden sie das Corona-Virus in die verschiedensten Teile der USA bringen – manche würden dabei nicht mehr als ein Kratzen im Hals verspüren, manche würden schuld sein am Tod der Großeltern.

Es war der 5. März 2020; wir befanden uns im SLS Hotel in Miami South Beach, an das der Bereich mit der Spring Break Party grenzte. Covid-19 war noch ein Problem anderswo, weit weg in Wuhan oder China. Das änderte sich schnell, wie vieles damals. Als wir fünf Tage später wieder in Nashville, Tennessee, ankamen, war der Beschluss schon gefallen, die Fortführung des Lehrbetriebs um eine Woche zu verschieben. Drei Tage später rief der Präsident der Vereinigten Staaten den nationalen Notstand aus, am 13. März, zwei Tage nachdem die WHO das erste Mal von einer Pandemie gesprochen hatte. Für uns hieß das: Fortan nur noch Unterricht am Bildschirm, Restaurants nur noch als Take-out und sechs

Wochen Hausarrest. Plötzlich waren wir eingesperrt, in einer Wohnung, die nicht unsere war, in einer Stadt, die wir nicht sonderlich mochten, in einem Land, zu dem wir nicht gehörten. Dabei hatte das Jahr so gut angefangen.

Am 1. Januar 2020 um sieben Uhr morgens saß ich in einem Berliner Taxi zum Flugzeug nach Nashville, im Kofferraum zwei große und zwei kleinere Gepäckstücke, neben mir ein zweijähriger West Highland White Terrier, der noch etwas durcheinander war von all dem Krach der letzten Nacht, aber auch schon gespannt aufs neue Abenteuer. Es war seine zweite große Reise. Die erste, ein Jahr zuvor, hatte ihn nach Rio de Janeiro geführt, zur Familie meiner Frau. Meine Frau war auch jetzt in Rio, noch beim Feiern am Strand von Ipanema, wie ich gerade am Telefon sah. In einer Woche würde auch sie nach Nashville kommen.

Wir waren sehr gespannt auf dieses halbe Jahr USA, wo meine Frau einmal studiert und ich einmal zehn Jahre gelebt hatte, erst als Nachwuchswissenschaftler, dann als Professor an einer Universität in New England. Nun kam ich zurück als Gastprofessor in die Südstaaten, im Gepäck ein Seminar zur Perspektive der deutschen Medienwissenschaft auf den Prozess der Digitalisierung. Es gab viele Anmeldungen vor allem von Doktorand/innen, was spannende Sitzungen versprach. Auch der Workshop zu Kosmopolitismus und sozialen Netzwerken, den ich mit meiner Frau anbot (Kosmopolitismus war ihr Forschungsfeld), traf auf großes Interesse. Alles versprach „a good time“ zu werden, wie man hier sagt.

Nach der Erklärung des nationalen Notstands schickten die Universitäten die Spring-Break-Fun&Sex-Superspreeder und alle anderen Studenten nach Hause.

Unterricht fand nur noch am Bildschirm statt. Ich sah keine meiner Kolleginnen am Department je anders wieder als in einem Zoom-Meeting. Vorbei die Pläne, mal zum Dinner zu Hause vorbeizukommen oder sich zumindest zu einem Kaffee zu treffen. Vorbei auch die Pläne, übers Wochenende und nach dem Semester Freunde in Bloomington, Boston, Seattle und New York zu besuchen.

Nur der Hund freute sich, der nun auf dem verwaisten Campus leinenlos Eichhörnchen jagen durfte. Auch das änderte sich aber bald, als ihm klar wurde, dass wir ihn von anderen Menschen und Hunden fernhielten. Dabei liebte er die Leute hier, die sich immer mit solch süßer Stimme zum Streicheln zu ihm bückten. Die Manager in unserem Apartmenthaus wollten ihn im April sogar zum „Pet of the month“ machen: Dann würde er sich bei jedem Gassigehen auf dem Bildschirm in der Eingangshalle sehen! Warum war jetzt alles anders? Und wie passte das zu den vielen Leckerlis, die es plötzlich gab! Erst Wochen später durfte er wieder an anderen Hunden schnüffeln, nach der langen Reise, am Ort von vorher, als seine Besitzer aufgehört hatten, jede Banane und jede Flasche Bier, die ein Mann in großen Papiertüten ins Haus brachte, abzuwaschen.

Bald hieß es: Nein, das Virus ist keineswegs unparteiisch. Es trifft nicht unterschiedslos alle. Es trifft die Armen und die Afro-Amerikaner mehr als die weiße Mittelschicht. Der Grund war offensichtlich: Schlechte medizinische Betreuung, ungesunde Ernährung und enge Wohnverhältnisse sind keine guten Voraussetzungen, um einem Angriff auf das Immunsystem zu trotzen. Zu Ende gedacht hieß das auch: Das Virus trifft nicht jedes Land gleichermaßen. Es trifft vor allem die

Länder mit schlechtem Sozialsystem und durchschnittlich niedrigem Bildungsgrad. Der Erfolg des Virus wird die sozialen Vorbedingungen spiegeln, dachte ich, als wir zum Hundearzt fahren, um die Papiere für die Ausreise in Ordnung zu bringen. Die Uber-Fahrerin hatte uns beim Einsteigen gefragt, ob irgendwer von uns niese oder sonstige Anzeichen von Erkältung habe. Sie dürfe sich das Virus auf keinen Fall einfangen, sie müsse eine alte Mutter versorgen. Sie, selbst längst jenseits der 50, fragte es in der leichtherzigen Art der Südstaatler. Die Angst dahinter war klar erkennbar, und sie war völlig berechtigt.

Wie soll ein Land ein Virus bekämpfen, dessen Bürger nicht zuhause bleiben, wenn sie eigentlich zuhause bleiben sollten, weil man sich den Verdienstaufschlag nicht leisten kann, wenn man von der Hand in den Mund lebt! Was waren die 1 200 Dollar Corona-Wirtschaftshilfe, die jeder Steuerzahler in den USA einmalig erhielt, gegen die 80 Prozent Lohnfortzahlung, die es in Deutschland für Corona-Kurzarbeit gab. Ohne Zweifel: Dieses Land war strukturell nicht auf den Solidarakt vorbereitet, der jetzt von allen im Interesse aller verlangt war. Auch mental war es weit davon entfernt, denn am unbedingten Individualismus zerbricht hier regelmäßig jeder Versuch staatlicher Regulierungen. Wer sich seine Waffe nicht nehmen lässt, wird sich auch keinen Maulkorb, wie die Masken bald genannt wurden, umbinden lassen. Da war es nur eine Frage der Zeit, bis paramilitärische Gruppen Politiker kidnappen, deren Anti-Corona-Maßnahmen ihre Freiheit einschränken – ganz abgesehen davon, dass dieses Land von einem Narzissten regiert wurde, der Maskenträger verspottete und öffentlich über die Injektion von Desinfektionsmitteln zur Virenbekämpfung sinnierte. Trump war die tägliche Widerlegung seiner These, dass

kein Land besser darauf vorbereitet sei als die USA, dieser Krise entgegenzutreten. Nein, in den USA war kein Bleiben für uns. Es war eine tickende Zeitbombe.

Und Brasilien, wo wir nach dieser Gastprofessur einige Monate hatten verbringen wollen? Weder das Sozialsystem noch der Präsident waren dort besser. Alle Freunde und Verwandten meiner Frau warnten uns davor, ins Land zu kommen. Seid froh, sagten sie, dass ihr einen deutschen Pass besitzt. Sie hatten Recht. Deutschland erschien in dieser Situation wie ein sicherer Hafen, den wir nur noch erreichen mussten – mit einem Flugzeug voller potenzieller Virenträger, wenn wir denn überhaupt in der Lage waren, ein Ticket zu bekommen.

Zwei Wochen nach dem Flug, während der wir wie vorgeschrieben nicht die Wohnung verlassen hatten, saß ich in Berlin mit einem alten Freund auf der Bank im Park vor unserem Haus, mit einem Bier, wie alle hier, jeder am Ende der Sitzfläche, bemüht, uns beim Sprechen nicht anzusehen. Nach der Nervenanspannung der Ticketbesorgung (die Fluggesellschaft kündigte zweimal kurz vor dem Termin einen Teil der Verbindung) erwies sich der Flug dann als äußerst stressfrei, wenn man die permanente Angst abzog, von diesem oder jener gerade angesteckt worden zu sein. Die Flughäfen waren so spärlich besucht wie wohl seit fünfzig Jahren nicht mehr. Es war, als hätten wir uns in die Vergangenheit gebeamt, wobei nicht auszuschließen war, dass wir eher die Zukunft des Reisens erlebten. Wir mussten auch keineswegs vom Flughafen nach Hause laufen. Es gab Taxis, und die Fahrer bedienten, wie wir von unserem erfuhren, den Flughafen sogar mit Vorliebe, weil ja niemand, der krank ist, sich auf eine so beschwerliche Reise begeben würde. Die Menschen hatten ihre Art gefunden, mit der Angst

zu leben. So begrüßte uns die Heimat, die wir bisher nie so genannt hatten, an einem sonnigen Tag Ende April, dessen erstaunlich warmen Nachmittag wir auf unserem Balkon verbrachten, nachdem wir bei unserem Lebensmitteleinzelhändler einen Liefertermin noch für den selben Abend erhalten hatten. Wir fühlten uns gerettet. Dabei hatten wir keine Ahnung, was noch kommen würde.

Shutdown

Wie war das damals, als Covid-19 uns überfiel? Wir waren im Krieg. So sahen es viele, die noch nie einen Krieg erlebt hatten, darunter Politiker, die nun mit militärischem Vokabular hantierten. Auf jeden Fall war es das Ende des normalen Lebens. Keine Verdunklung zwar am Abend, aber Zuhausebleiben. Keine Einsamkeit bei so vielen Medien zur Hand, aber doch eine Unterbrechung des Alltags, die bedrückend war.

So seltsam entrückt war die Welt noch nie. So leer die Straßen am hellerlichten Tage. Manche dachten da an Katastrophenfilme oder zumindest Edward Hooper, heitere Naturen eher an den Verhüllungskünstler Christo, während die Melancholiker Lyrik dachten, nicht Goethes *Osterspaziergang*, sondern T. S. Eliots *Wasteland*: „April is the cruellest month“. Und jeden Tag sang man für jemand anderen „Happy Birthday to you“, zweimal hintereinander beim Händewaschen. Denn so lange, hieß es, braucht die Seife, um den unsichtbaren Feind zu erledigen. Es war ein Krieg, der ohne viel Lärm an vielen Fronten geführt wurde.

Das Virus hatte die Qualität von Flugzugabstürzen und Naturkatastrophen, die der französische Soziologe Pierre Bourdieu einmal „Omnibus“-News genannt hatte: weil sie jeden Menschen gleichermaßen berühren, jenseits politischer Lager und weltanschaulicher Positionen.

Omnibus-News schaffen ein geeintes Publikum. Sie sind die Wunscharmung der Nachrichtenmedien, die so ihre Reichweite und Auflage immens erhöhen können – wenn sie früher als die Konkurrenz berichten oder dramatischere Bilder bieten. Eine Pandemie ist ein Omnibus-Ereignis, das dauert und alle betrifft. Es gibt, abgesehen vom Nord- und Südpolareis, faktisch kein Außen mehr. Covid-19 ist ein „enemy of humanity“, erklärte der Chef der WHO. Eine Erfahrung, die der Menschheit – trotz der nationalen Alleingänge, die es dann gab – lang nicht mehr vergönnt war.

Dass die Menschheit diese Erfahrung dennoch schnell wieder vergessen wird, legt der Blick in die Geschichtsbücher nahe: Die Spanische Grippe steht ganz und gar im Schatten des Ersten Weltkriegs, obgleich sie mindestens dreimal so viele Todesopfer forderte. Ein Ereignis, dem ein geheimer Plan und böse Menschen fehlen, lässt sich eben schlecht erzählen, es sei denn, es geschieht verschwörungstheoretisch. Und selbst dann fehlen die Helden, die wagemutig ihr Leben fürs Vaterland opfern.⁴ Untergang ohne Glorie. Gerade deswegen aber sollte der Mensch sich diesmal erinnern. Denn auch im Kampf der Zukunft, im Kampf gegen den Klimawandel müssen die Menschen Opfer bringen, die nicht zum Heldenepos taugen. Es braucht eine Erinnerungskultur, die den Herausforderungen unseres Jahrhunderts entspricht. Diese Pandemie war eine Art Generalprobe. Aber das greift vor. Die Klimakrise war seit Anfang des Jahres kein Thema mehr. Zunächst galt es, Covid-19 zu überleben.

Natürlich fragten sich jetzt alle, wie lange dies noch dauert. Zugleich begann die Spekulation, was anders sein wird, wenn es vorbei ist. Die großen Gewinner dieser

Krise, das war schnell klar, werden die Dienstleister sein, mit deren Hilfe sich die nun gebotene „soziale Distanz“ am besten durchsetzen ließ: soziale Netzwerke, Online-Shops, Telekommunikationsunternehmen, Lieferdienste, Anbieter von Überwachungssoftware für den Laptop der Angestellten, um auch in Zeiten des Home-Office die Arbeitsdisziplin zu sichern. Was vor Corona als „frictionless life“ per Internet vermarktet wurde, war nun pandemiegemäß als „touchless life“ der letzte Schrei: für Arbeitsbesprechungen, Seminare, Familienkonferenzen und ansteckungsfreie Corona-Partys. Und natürlich hatten die Dienstleister des Digitalen Recht: Die Trennung der Körper bedeutet nicht soziale Distanz. Im Gegenteil: In dieser Situation erlaubte gerade die Digitalisierung, soziale Kontakte aufrecht zu erhalten. Ein Salut auf das Silicon Valley!

Kein Wunder, dass sich der Aktienwert dieser Unternehmen seit Ende 2019 vervielfachte. Ein Wunder hingegen, sollte sich das mit dem Ende der Krise ändern. So war zum Beispiel von den Lehrkräften, die zuvor immer wieder betont hatten, wie wichtig aus sozialer und pädagogischer Sicht der Direktkontakt vor Ort sei, weniger Widerstand zu erwarten, nachdem sie endlich wussten, wie Zoom oder Webex funktioniert. Zugleich war klar: Es wird nun mehr Druck geben, an den neu erprobten Kommunikationsformen festzuhalten, zumindest als Hybridform von Präsenz- und Bildschirmunterricht. Man wird es Fortschritt nennen und darin zugleich ein probates Mittel sehen, die finanziellen Verluste der Krise aufzufangen.

Es dauerte nicht lange, bis es eine *Offensive Digitale Schultransformation* gab, die den Ausbau der digitalen Infrastruktur an Schulen forderte: als unverzichtbare

Voraussetzung nicht nur für die Aufrechterhaltung des Schulbetriebs in einer Pandemie, sondern auch, um für die Herausforderungen der Digitalisierung gewappnet zu sein. Sicher, es war beklagenswert, dass viele Schulen noch immer kein stabiles Internet hatten und manche Lehrer nicht wussten, wie man große PDF-Dateien verschickt, ganz zu schweigen von ambitionierteren Formen des Unterrichts am Bildschirm. Es ist beklagenswert, wenn die Schule wegen mangelnder Ausstattung und Ausbildung in einem Notfall wie diesem ihrem Bildungsauftrag kaum nachkommen kann. Aber warum sollte man am Fernunterricht selbst in postpandemischer Zeit festhalten, wie auch der Branchenverband der deutschen Informations- und Telekommunikationsbranche bitkom forderte: „Die Corona-bedingte Digitalisierung hat einen überfälligen Epochenwechsel in den Schulen eingeleitet. Das Rad dürfen wir nicht einfach zurückdrehen.“⁵ Immerhin: Bald gab es auch eine Offensive zur Verteidigung der Präsenzlehre im Hochschulbetrieb, die sich dagegen richtete, dass Corona als nachgereichte Begründung benutzt wurde für Entwicklungen in der Lehre, die vor der Pandemie äußerst kritisch diskutiert worden waren.⁶

Man nennt es Trittbrettfahrer. Und ohne Zweifel: Corona war gut für viele davon. Das Prinzip der körperlichen Distanz wird das Corona-Virus überleben und in vielen Bereichen nun erst richtig zur Blüte kommen. Die Schulen und Universitäten, die sich lange wacker gegen die Digitalisierung gewehrt hatten, gehören mit Sicherheit zu den Verlierern. In den USA sah die Bildungsministerin, nun, da die Schulen und Colleges ihren Regelbetrieb pandemiebedingt nicht aufrechterhalten konnten, die Chance, ihr Konzept der Privatisierung

des Bildungswesens durchzusetzen: Bildungsgutscheine, die der Staat, statt wie bisher ins Schulsystem zu investieren, den Eltern gibt, sollten diesen erlauben, selbst zu entscheiden, wo ihre Kinder zur Schule gehen. Hat man das nötige Zugeld, kann man dann seine Kinder sogar auf eine renommierte Privatschule schicken. Fehlt das Kleingeld, reicht es immerhin für ein paar Online-Kurse.

Die IT-Unternehmen, die den Schulen und Universitäten in der schwierigen Corona-Zeit so hilfreich zur Seite standen, hätten gewiss nichts dagegen. Aber sie warten gar nicht erst auf die Vorlage der Bildungsministerin. Google lancierte im September seine *Career Certificate*-Offensive, die am College vorbei viel kürzer und viel billiger den Abschluss versprach, auf den es Google und vergleichbaren IT-Unternehmen ankam: Just Programming, ohne den Core-Course-„Quatsch“ der Liberal Arts Colleges, die von Informatik-Studenten verlangen, auch Kurse in Philosophie und Literatur zu belegen. Als würde man dadurch besser im Programmieren. War es der Anfang vom Ende der Hochschulbildung in den USA? War Deutschland, dessen Bildungspolitik sich ja grundlegend von der US-amerikanischen unterscheidet, vor einer solchen Entwicklung gefeit?

Der Erfolg, mit dem man auf die Herausforderungen der Corona-Krise reagiert, könnte sich als Eigentor erweisen. Die deutschen Universitäten stellten ihre Lehre nun notgedrungen auf Digitalbetrieb um – und nutzten den Krisenmodus für Umstrukturierungen. So vollzogen die Rhein-Main-Universitäten Frankfurt am Main, Mainz und Darmstadt das, was lange schon gewollt war, bisher aber immer an internen Einsprüchen gescheitert war: Sie wuchsen digital zusammen und boten mit standortverteilten Lehrveranstaltungen das RMU-Studium

an. Studentinnen, die an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz eingeschrieben waren, konnten nun problemlos Online-Kurse an der TU-Darmstadt besuchen. Was wollte man gegen solche Synergie-Effekte sagen!

Nichts, außer vielleicht, dass standortverteilte Lehrveranstaltungen kein Privileg von Universitäten sind, die sich räumlich nahestehen. Wenn das Studium vom heimischen Computer aus geschieht, sind alle möglichen Kooperationen und Konstellationen denkbar: überregional, international, in Echtzeit oder asymmetrisch, betrieben von technophilen Lehrerinnen oder organisiert von Bildungsmanagern, die viel Geld in die Hand nehmen, um sicherzustellen, dass die Videos ihrer Universität nicht nur die Studierenden der Konkurrenz im Nachbarort anziehen, sondern die der ganzen Welt. Ohne Frage: Die Digitalisierung der Lehre führt zu Optimierung und Standardisierung der Lehrangebote und bedeutet das Ende der Massenuniversität alten Stils mit all ihren vielmals beklagten Problemen der überfüllten Lehrveranstaltungen, mangelnden Studentenbetreuung und eines Lehrpersonals, dem möglicherweise das persönliche Interesse oder die pädagogische Eignung fehlt, um eine anspruchsvolle Lehre anzubieten. Und überhaupt: Macht es denn Sinn, dass an verschiedenen Universitäten jeweils das Gleiche unterrichtet wird? So die Argumente derer, die am Fernstudium auch in postpandemischer Zeit festhalten wollten. Ob das gut ist, und wenn ja, für wen unter all den involvierten Akteuren, das ist die Frage, die sich nun viel dringlicher stellte als zuvor, da das Silicon Valley noch nicht Covid-19 auf seiner Seite hatte.

Vorerst kann man sich noch beruhigen: Das Studentenleben in Mainz verschwindet nicht, wenn einige in ihrer Mainzer Studentenbude Online-Kurse der TU-Darm-

stadt belegen. Aber es ist ja auch erst der Anfang vom Ende. Je mehr Kurse online angeboten werden, umso weniger Gründe wird es geben, nach Mainz zu ziehen. Und dann werden die Zufallsbegegnungen auf dem Campus und den Partys und die Gespräche in den Cafés und Bars doch immer seltener, bis sie eines Tages verschwunden sind und man allemal noch auf einem Fun&Sex-Event im Spring-Break andere Studentinnen anders als am Bildschirm kennenlernt. Der *Online-Campus*, das *Distant Learning* und der *Global Teacher* – andere Stichwörter der Zukunft sind *OER* (Open Educational Resources) und *MOOC* (Massive Open Online Course) – sind die Vorboten einer Zukunft, vor der man immer Angst hatte (außer man ist ein Start-Up, das Bildungs-Apps baut).⁷

Die Krise wurde nicht nur deswegen als Chance gesehen, weil sie die Digitalisierung beschleunigt. Andere versprachen sich gerade aus der Entschleunigung, die der Shutdown mit sich brachte, einen Bewusstseinswandel. Eine allgemeine Besinnung auf das, was wirklich wichtig ist im Leben, erhofften die Seelsorgerinnen, die Therapeuten und die kulturkritischen Soziologen. Selbst der italienische Architekt Renzo Piano sprach in einer Video-Botschaft davon, dass diese Krise uns besser machen werde, weil sie die Fragilität der Welt vor Augen führe. Das Resultat werde ein nachhaltigeres, umweltgerechteres Bauen sein. Alle legten so viel Hoffnung in das, was ihnen geschah; versprachen sich eine neue Gesinnung aus der nun möglichen Besinnung, apostrophierten das Virus als Geburtshelfer eines besseren Ich. Aber so ist der Mensch: Elend ist besser zu ertragen, wenn es einen tieferen Sinn hat.⁸

Dass ein Kurswechsel die Unterbrechung des Gewohnten voraussetzt, ist natürlich keine neue Ansicht. Sie

war nicht einmal vor hundert Jahren neu, als Siegfried Kracauer die Geburt der Massengesellschaft intellektuell seziierte und in einem Zeitungsartikel mit dem Titel *Langeweile* schrieb: „Die Welt sorgt dafür, dass man nicht zu sich gelange, und nimmt man auch vielleicht kein Interesse an ihr – sie selber ist viel zu interessant, als dass man die Ruhe fände, sich so ausführlich über sie zu langweilen, wie sie es am Ende verdiente.“ Die Langeweile ist für Kracauer somit die einzige Beschäftigung, „die sich ziemt, da sie eine gewisse Gewähr dafür bietet, dass man sozusagen noch über sein Dasein verfügt.“⁹

Der Shutdown als Königsweg zur Selbstfindung? Funktioniert das hundert Jahre später noch? Zunächst fällt auf, dass die Unterbrechung ihr moralisches Vorzeichen änderte. Es geht nun weniger um den Schutz des Menschen vor dem Einfluss der Welt als umgekehrt. Die Pandemie sorgte dafür, dass die Welt einmal zur Ruhe kam und im doppelten Sinne aufatmen konnte. Das kommt letztlich auch den Menschen zugute: In berüchtigten Smog-Metropolen gab es wieder blauen Himmel, weswegen gelegentlich sogar argumentiert wurde, Covid-19 rette mehr Menschenleben als es fordert. Die aktuelle Entsprechung zur Langeweile heißt Unverfügbarkeit: Plötzlich verfügt der Mensch nicht mehr über die Welt, er kann sie nicht mehr heimsuchen in ihren entlegensten Orten, er kann ihre Ressourcen nicht länger ungebremst nutzen, er kann sie nicht wie bisher rücksichtslos verschmutzen. Als habe die Welt das Virus geschickt, um sich den Menschen vom Leib zu halten. Kaum überraschend, dass die Prediger der Unverfügbarkeit der Pandemie viel Positives abgewannen.¹⁰

Wie unverfügbar, wie entrückt aber ist die Welt wirklich, wenn man zuhause bleibt, ein Jahrhundert nach

Kracauer, im Zeitalter von Radio, Fernsehen und Internet? Ist das Haus nicht auch die perfekte Kommandozentrale! Immerhin: Wer Filme streamt, macht sich unabhängig vom Kinoprogramm; wer Menschen nur noch am Bildschirm trifft, ist sicher vor ungeplanten Begegnungen und freier auch in der Kleiderordnung – und wer zuhause bleibt, hat nicht einmal lose Dachziegel zu fürchten. Der heimische Raum ist der klassische Ort individueller Kontrolle. Erhöht sich also deren Reichweite, wenn die Welt sich verstärkt dort ereignet? Es ist ein Kontrollzuwachs im Rahmen sinkender Verfügbarkeit, der zudem keineswegs verlässlich ist. Denn wenn die Arbeitsbesprechung am Bildschirm auf dem heimischen Sofa stattfindet, wird ja selbst das Heiligste dem Verfügungsraum des Privaten entzogen. Wir werden in Kapitel drei sehen, welche katastrophale Folgen das haben kann.

Wie auch immer es sich mit Langeweile und Unverfügbarkeit im Kontext digitaler Vernetzung verhält: Dass vieles im persönlichen Leben auch anders geht oder jedenfalls anders sein sollte, gehörte zu den großen Einsichten jener Tage. Erstaunt stellte man fest, wie sehr man sich eigentlich freute, auf bestimmte Aktivitäten verzichten zu müssen. Dabei war man doch nie gezwungen worden. War man dem Mobilitäts-Hype der anderen auf den Leim gegangen? War man FOMO erlegen, der berüchtigten *fear of missing out*? Das Virus erlaubte nun, zuhause zu bleiben, und man war ihm, im Frühjahr, sogar dankbar dafür wie manchmal am Sonntag dem Regen. Man begann, seine alten Briefe und Tagebücher zu lesen oder zumindest die alten Fotos auf Facebook durchzugehen. Man rief alte Freunde an, auch Ex-Freunde, um sich sogleich, egal wo in der Welt sie sich befanden, mit Wein und Snacks am Bildschirm zu treffen. Denn das

war nun die Art, nun, da Treffen Bildschirm hieß. Oder man kappte radikal alle Kommunikationskanäle und las ein sehr dickes Buch. Was für ein JOMO-Fest! Denn natürlich hatte die Generation Z auch dafür schon einen Namen und eine nutzerfreundliche Abkürzung fürs Texting: *joy of missing out*.

Die Unverfügbarkeit und Langeweile à la Kracauer war weit politischer als ein Begriff wie JOMO vermuten lässt. Sie war auch eine Art Selbstbefragung des Anthropozäns: das Ende eines Beschleunigungsprozesses, der seit mehr als zwei Jahrhunderten immer mehr Teile der Welt bestimmt und sich trotz sichtbarer Klimaveränderungen in den letzten Jahrzehnten als weitgehend resistent gegen zunehmende Warnungen und wachsende Kritik erwies. Das Virus, darin liegt seine rettende Nebenwirkung, zerstört auch diese Immunität. Mit seiner „geradezu monströsen Unverfügbarkeit“ ist es der „Albtraum der Moderne“ und zugleich ihr Weckruf, denn es könnte ihr zu dem gesellschaftspolitischen Paradigmenwechsel verhelfen, den sie seit langem nötig hat.¹¹

So jedenfalls sah es jener Teil der Soziologie, der dem Prozess der Moderne kulturkritisch gegenüberstand. Und er sah erste Anzeichen für den ersehnten Paradigmenwechsel darin, dass anders als im Falle der Finanzkrise Systemrelevanz diesmal nicht ökonomisch erfasst wurde, sondern sozial und biologisch. Denn die von der Politik ergriffenen Maßnahmen zur Pandemiebekämpfung geben deutlich dem Überleben der Alten und Schwachen Vorrang gegenüber der Gesundheit der Finanzmärkte und den Interessen der Kapitalakkumulation. Man erteilte wacker jeder Bereitschaft eine Absage, dieses Virus mit seiner spezifischen Altersgruppendifferenzierung als

eine Korrektur demografischer Schieflagen zu sehen, die willkommene Entlastungseffekte für die Krankenkassen und Rentensysteme mit sich bringt.

Welchen Paradigmenwechsel, welche Formen einer alternativen Politik das „Gelegenheitsfenster“¹² der Krise mit sich brachte und mit sich bringen konnte, lässt sich erst in der Distanz beurteilen. Zur weit verbreiteten Einsicht schon der ersten Tage jedenfalls gehörte die Mahnung, dass im gesellschaftlichen System vieles anders werden muss: menschlicher, sozialer. Naheliegender Ausgangspunkt war das Gesundheitssystem, dessen Durchökonomisierung und Kommodifizierung erst dazu geführt habe, dass nun ein bedrohlicher Mangel an Krankenhausbetten und Pflegepersonal besteht. Die Einsicht, dass das Gesundheitssystem ein Ort der gesellschaftlichen Daseinsvorsorge ist und kein Wirtschaftsunternehmen, brachte nicht nur links außen eine Reihe an Forderungen mit sich: das System der Fallpauschalen beenden, das applaudierte Pflegepersonals aufstocken und besser bezahlen, die großen Krankenhaus- und Pflegekonzerne vergesellschaften. Weitere Forderungen, auch diese keineswegs nur von der Linken, zielten auf die solidarische Verteilung der Wohlstandsverluste durch einen „Lastenausgleich“ wie nach dem Zweiten Weltkrieg und auf die Beteiligung der Wohnungswirtschaft an den Kosten der Krise durch einen Mietererlass, statt ihre Renditeerwartungen durch Krediterleichterungen und zusätzliche Sozialleistungen für die Mieter staatlich zu sichern.¹³

Die Reichensteuer kam so wenig wie der Mietererlass. Aber immerhin forderte jetzt kein „Gesundheitsökonom“ mehr, wie noch wenige Monate zuvor, in Deutschland die Hälfte der Krankenhäuser wegen mangelnder Effizienz zu schließen – eine „Zerstörung von sozialer Infrastruktur in

einem geradezu abenteuerlichen Ausmaß“, wie der Präsident der Deutschen Krankenhausgesellschaft kommentierte.¹⁴ Die renditeorientierte Organisation des Gesundheitssystems und der schlanke Staat des Neoliberalismus hatten in Corona-Zeiten einen schweren Stand. Oder beförderte im Gegenteil die Pandemie den Neoliberalismus? Denn man konnte ja durchaus das epidemiologische Isolationsgebot als eine Stärkung des neoliberalen Prinzips der Selbstsorge interpretieren, als eine Art „neozoziale“ Privatisierung der Solidarität, mit der mal wieder alle Verantwortlichkeit nicht beim Staat, sondern beim Individuum liegt.¹⁵ Dies würde jedoch die Symbolkraft der epidemiologischen Notwendigkeit unzulässig überhöhen und ignorieren, dass zumindest in Deutschland das Gebot der Eigenverantwortung von der finanziellen Unterstützung des Staates flankiert und somit überhaupt erst ermöglicht wird. Der individuellen Sorge steht von Anfang an – man denke an die Rückholaktion der im Ausland gestrandeten Bürger – die Schutzpflicht des Staates zur Seite. Das heißt nicht, dass der Bürger aus eigener Verantwortung für die Gemeinschaft entlassen sei. Aber diese Verantwortung bestätigt nicht das Modell des Neoliberalismus, sondern revitalisiert den Gedanken des Gemeinwohls.

War Covid-19 also der Anfang vom Ende des Neoliberalismus? War es die Zeit für einen neuen New Deal? Rückte Corona die Welt nach links? Die öffentliche Diskussion prekärer Arbeitsbedingungen (wie der Saisonkräfte in den Schlachthöfen) und der „Zukunft der Arbeit nach Corona“¹⁶ ließ das durchaus vermuten. Slavoj Žižek, das *enfant terrible* der zeitgenössischen Philosophie, sah bereits am 27. Februar in Covid-19 die lang ersehnte Katastrophe, die auf der Bühne der Gesellschaftsentwürfe

alle Karten neu mischt, und brachte seine Hoffnung, ungeduldig selbst hier, gleich im Titel seines Textes unter: „Coronavirus is ‚Kill Bill‘-esque blow to capitalism and could lead to reinvention of communism“. Für einen Moment schien es, als gäbe es doch noch eine Alternative zur Alternativlosigkeit des Kapitalismus; und für manche hieß sie gar Kommunismus. Corona hatte den „kapitalistischen Autopiloten“ abgeschaltet und stellte ganz unverhofft eine „Verschiebung von Kräfteverhältnissen“ in Aussicht.¹⁷

So jedenfalls war die Hoffnung, verbunden mit der Hoffnung, die Kraft möge sich auch in die richtige Richtung verschieben. Erste empirische Studien dämpften die Erwartung und identifizierten die bald aufkommenden Proteste der Querdenker gegen die Corona-Maßnahmen als eine Bewegung, „die eher von links kommt, aber stärker nach rechts geht“.¹⁸ Könnte es sein, dass dieses Sammelurium an ganz verschiedenen Positionen das Protestpotenzial der Gesellschaft kidnappte und sich dieses so nicht, wie Žižek und andere hoffen, gegen die sozialen und ökologischen Verirrungen des Kapitalismus richtet, sondern gegen „die da oben“? Es wäre eine der schlimmsten unter den noch unerkannten Nebenwirkungen der Pandemie.

Die Hoffnung, so wird es später heißen, dass die Regierung die Gesellschaft sicher durch die Krise manövriert, veränderte die Perspektive auf das Verhältnis von Individuum und Staat. Und zwar nicht nur hinsichtlich der politischen Ökonomie. Man war zu Verzichtleistungen im Interesse der Allgemeinheit bereit, selbst wenn es um Bewegungs- und Versammlungsfreiheit oder informationelle Selbstbestimmung ging. Man war bereit, aus staatsbürgerlicher Verantwortung bürgerliche

Rechte aufzugeben, jedenfalls wenn man in einer stabilen Demokratie lebte, wo solche Einschränkungen mit vielem Wenn und Aber beschlossen wurden. Der Kult des Individuums, der Modus der kompetitiven Singularitäten, der die Moderne und zumal das 21. Jahrhundert bestimmt, schien weitgehend suspendiert zugunsten der Belange des gesellschaftlichen Ganzen.

In gewisser Weise war die Pandemie ein Geschenk zu Hegels 250. Geburtstag, der ins Jahr 2020 fiel. Denn wer im Krieg ein „sittliches Moment“ sieht, weil er das Gemeinwesen zusammenschweißt, muss Gefallen finden an einer Pandemie, die das Individuum ebenfalls zwingt, sich als Teil eines größeren Ganzen zu sehen.¹⁹ Die Pandemie zerbricht genauso wie der Krieg das „Fürsichsein des einzelnen“ und führt diesen in die Gemeinschaft zurück – ohne den schlechten Nachgeschmack, für die falsche Sache gekämpft zu haben.

Auch diesseits gewagter Vergleiche passte die Pandemie gut zum Hegel-Jahr. Denn Hegel ist berühmt als Denker der Freiheit *und* ihrer Grenzen, als Philosoph der französischen Revolution *und* des preußischen Staates. Bei ihm ist das Individuum dem „sittlichen Staat“ als „substantieller Einheit“ und „höchster Pflicht“ unterstellt. Das hat ihm den Vorwurf eingebracht, Vordenker des Totalitarismus zu sein; ein Vorwurf, den das berühmteste Hegel-Zitat in der DDR (aus der Feder Friedrich Engels) zu bestätigen scheint: „Freiheit ist die Einsicht in die Notwendigkeit“. Die neuere Hegelforschung betont dagegen, dass Hegel sowohl die Rechte des Individuums als auch die Kräfte des Marktes dem Interesse des gesellschaftlichen Gesamtwohls unterstellt. Genau diese doppelte Zügelung der Freiheit im Interesse des Gemeinwohls schien nun die Losung zu sein,

wenn zum einen das neoliberalistische Wirtschaftsprinzip kritisiert und zum anderen die Einschränkung der individuellen Freiheit gefordert wurde.

Die Frage, die über das Hegel-Jahr und die Corona-Pandemie hinausweist, ist freilich die: Lässt sich die Entschlossenheit, mit der wir jetzt gemeinsam dafür kämpfen, die Infektionskurve niedrigzuhalten, auch für die Begrenzung der Erderwärmung abrufen? Wird man auch noch zusammenhalten, wenn man keinen Abstand mehr halten muss und der Tod von einer konkreten Bedrohung wieder zu einer unbestimmten Gefahr für künftige Generationen verschwommen ist? Ließe sich die umweltfreundliche Stubenhockerei und die Einschränkung individueller Freiheiten zum Schutz unser aller Gesundheit adaptieren, um unser aller Umwelt zu schützen?

Der Bundespräsident wollte es am Ende des Jahres durchaus so sehen: „Wie viel wir doch miteinander bewegen können, das erleben wir gerade jetzt in der Krise. Aus dieser Erfahrung können wir Mut und Kraft schöpfen, auch um uns gegen andere Bedrohungen wie den Klimawandel oder gegen Hunger und Armut zu engagieren.“²⁰ Ob die Entbehrungsbereitschaft der Bevölkerung während der Corona-Krise tatsächlich Mut und Kraft gibt auch für den Kampf gegen den Klimawandel, wird sich jenseits der Textsorte Weihnachtsansprache und jenseits auch von Ostern 2021, bis wohin der zweite Lockdown gelten könnte, erst noch zeigen müssen. Wie eine Pandemie die Gesellschaft verändert, hängt auch davon ab, wie lange sie dauert. Insofern scheint jede Äußerung vor dem Ende zu früh zu kommen, erst recht jene Bücher, die schon im Herbst, also noch vor dem zweiten Lockdown, entweder eine Zeit voller Debatten und politischer Gestaltungslust prophezeiten oder Zweifel hegten, dass aus

dieser Krise irgendetwas werden könnte.²¹ Aber Zukunft wird auch im Mutmaßen über sie gemacht. Jede öffentliche Äußerung ist ein performativer Akt, der zugleich ein bisschen das befördert, was er beschwört. Denn am Ende kommt es darauf an, welche Angebote parat liegen, wenn der Autopilot deaktiviert ist und die Frage nach alternativen Ideen entsteht. So kommt jeder schon vor ihrem Ende erschienene Text über die Pandemie, der nicht nur analysieren, sondern auch inspirieren will, zugleich zu früh und gerade zur rechten Zeit.

Die Frage, was von Corona bleibt, reicht für viele Texte, Podcasts und Talk-Shows. Setzt man niedriger an als beim Kommunismus oder gar Anthropozän, wird das Vermuten einfach. Bleiben wird sicher die Maske, die in asiatischen Kulturen längst zu den Anstandsregeln gehört, wenn man erkältet ist. Vielleicht auch die Zurückhaltung beim Umarmen. Auf jeden Fall die Auslagerung ins Digitale: Online-Shopping, Film-Streaming, E-Learning, Bildschirmmeetings und Home-Office, das freilich bald Remote-Work heißen wird, denn was am Computer geht, geht von überall, wo es Internet hat. Auch Urlaub wird nach Corona anders aussehen. Natürlich wird es eine Menge an Nachholreisen Richtung Süden geben, so wie es den Nachholkonsum geben wird. Aber wer im Sommer 2020 in einen Camper Van investiert hat (und die Preise waren da schon immens gestiegen), stellt nicht einfach wieder auf Fernreisen um – ganz zu schweigen von denen, die sich nach den zu erwartenden Insolvenzen 2021 ohnehin keine Fernreise mehr werden leisten können. Zudem: Wer sah, wie leicht man mit weniger auskommt, wird sich das gewiss noch eine Weile gefallen lassen.

Und sonst? Ändert sich auch die Gesellschaft? Grundsätzlich? Ja, aber wohl weniger in der Form wie der Bundes-

präsident sowie kapitalismus- und kulturkritische Philosophen und Soziologen es sich wünschen. Die Konturen der postpandemischen Zeit zeichnen sich durchaus schon ab. Wie die folgenden Kapitel zeigen werden, steht wesentlich mehr zur Disposition, als man vermuten mag. Vorerst lässt sich schon einmal die These aufstellen, dass sich unsere Erinnerungskultur zumindest in Ansätzen ändern wird und künftig auch das enthält, was nach klassischen Maßstäben nicht als heldenhaft gilt. Corona wird es nicht ergehen wie der Spanischen Grippe. Anders als da wird dieser große vaterländische – wenn nicht internationale, europäische – Krieg gegen das Virus durchaus in das kollektive und kulturelle Gedächtnis eingehen und erinnert werden, sei es wenn man den Börsenwert der „Corona-Bonds“ abfragt oder wenn man vor den leuchtenden Kerzen einer Geburtstagstorte „Happy Birthday“ singt.

Anmerkungen

- 1 Aus einem Geschichtsbuch in unbestimmter Zukunft.
- 2 Marshall McLUHAN, „Das Medium ist die Botschaft“, in: ders., *Die magischen Kanäle. Understanding Media*, Dresden–Basel 1995, S. 21–43, hier: 33.
- 3 Ein Teil der Betrachtungen in Kapitel eins bis drei erschien zuvor in Zeitungsartikeln: „Die Corona-Krise pflügt unsere Gesellschaft um“ (20. April, *NZZ*); „Treffen sich ganz viele Smartphones“ (11. Mai, *ZEIT ONLINE*); „Die Befreiung des Optisch-Unbewussten“ (25. Mai, *NZZ*).
- 4 Ivan KRASSTEV, *Ist heute schon morgen? Wie die Pandemie Europa verändert*, Berlin 2020, S. 13.
- 5 Bitkom-Präsident Achim BERG in der Pressemitteilung: „Bitkom zur Digitalisierung der Schulen nach Corona“ vom 6. Mai 2020 (www.bitkom.org/Presse/Presseinformation/Bitkom-zur-Digitalisierung-der-Schulen-nach-Corona [alle zitierten Internetquellen wurden zuletzt abgerufen am 10. Januar 2021 – R.S.]).
- 6 Offener Brief: „Zur Verteidigung der Präsenzlehre“, initiiert von Germanistik-Professor/innen am 8. Juni 2020 (www.praesenzlehre.com).
- 7 Die Digitalisierung der Bildung und deren Folgen sind ein komplexes Thema, das eine ausführliche Behandlung verlangt. Ich unternehme dies in meinem Buch *Digitale Revolution und Bildung. Für eine zukunftsfähige Medienkompetenz*, Weinheim 2020.
- 8 Renzo PIANO, in: *#iorestoacasa con il MAXXI*, 31. März 2020 (www.youtube.com/watch?v=ZhHaxpdZIKQ&feature=emb_logo). Vgl. die Textsammlung zu den Chancen der Krise von Birgit LIEBOLD und Jonas ZIPF (Hg.), *Inne halten: Chronik einer Krise. Jenaer Corona-Gespräche*, Berlin 2020.
- 9 Siegfried KRACAUER, „Langeweile“, in: ders., *Das Ornament der Masse*, Frankfurt am Main 1963, S. 321–325, hier: 322.

- 10 Hartmut ROSA, *Unverfügbarkeit*, Wien 2020. Rosa war ein viel begehrter Gesprächspartner im Jahr 2020 in Rundfunk und Presse.
- 11 Hartmut ROSA, „Pfadabhängigkeit, Bifurkationspunkte und die Rolle der Soziologie. Ein soziologischer Deutungsversuch der Corona-Krise“, in: *Berliner Journal für Soziologie*, Nr. 30 (2020), S. 191–213.
- 12 Institut für Gesellschaftsanalyse & Friends (Hg.), „Ein Gelegenheitsfenster für linke Politik? Wie weiter in und nach der Corona-Krise“, in: *Luxemburg Gesellschaftsanalyse und linke Praxis*, April 2020.
- 13 Vgl. beispielhaft die Forderung einer Reichensteuer im März durch Bremens Bürgermeister Andreas Bovenschulte von der SPD (Jürgen THEINER, „Bovenschulte will Lastenausgleich“, in: *Weser Kurier*, 29. März 2020; www.weser-kurier.de/bremen/bremen-stadt_artikel,-bovenschulte-will-lastenausgleich_arid,1905376.html) und im Dezember im *Tagesspiegel* (Harald SCHUHMANN, „Deutschland braucht eine Abgabe für Superreiche“, in: *Tagesspiegel*, 29. Dezember 2020; www.tagesspiegel.de/politik/staatsverschuldung-in-der-coronakrise-deutschland-brauht-eine-abgabe-fuer-superreiche/26753740.html) sowie den Vorschlag einer Solidaritätsabgabe auf Aktiengewinne in der *Frankfurter Rundschau* (Stephen HEBEL, „Krankheit mit System: Welche Probleme die Corona-Pandemie in Deutschland offenbart“, in: *Frankfurter Rundschau*, 30. Dezember 2020; www.fr.de/meinung/kommentare/krankheit-mit-system-90154436.html). Zur Vergesellschaftung der Krankenhaus- und Pflegekonzerne, zum Lastenausgleich und Mietenmoratorium vgl. „Ein Gelegenheitsfenster für linke Politik“, S. 18, 22 und 21.
- 14 „Experten fordern, jede zweite Klinik zu schließen“, in: *SPIEGEL*, 15. Juli 2019 (www.spiegel.de/gesundheit/diagnose/krankenhaeuser-experten-fordern-jede-zweite-klinik-zu-schliessen-a-1277348.html); vgl. die zu Grunde liegende Studie der Bertelsmann Stiftung: „Eine bessere Versorgung ist nur mit halb so vielen Kliniken möglich“ (www.bertelsmann-stiftung.de/de/themen/aktuelle-meldungen/2019/juli/eine-bessere-versorgung-ist-nur-mit-halb-so-vielen-kliniken-moeglich).
- 15 Stephan LESSENICH, „Allein solidarisch? Über das Neosoziale an der Pandemie“, in: Michael VOLKMER, Karin WERNER (Hg.), *Die Corona-Gesellschaft. Analysen zur Lage und Perspektiven für die Zukunft*, Bielefeld 2020, S. 177–184.

- 16 Manifest von internationalen Wissenschaftler/innen: „Die Zukunft der Arbeit nach Corona“ vom 15. Mai 2020 (www.zeit.de/kultur/2020-05/wirtschaften-nach-der-pandemie-demokratie-dekommodifizierung-nachhaltigkeit-manifest).
- 17 „Ein Gelegenheitsfenster für linke Politik?“, S. 4 und 16.
- 18 *Politische Soziologie der Corona-Protteste*, quantitative, explorative Studie von Oliver NACHTWEY, Robert SCHÄFER, Nadine FREI am Institut für Soziologie der Universität Basel, Auswertungspapier vom 17. Dezember 2020, S. 52.
- 19 G. W. F. HEGEL, *Grundlinien der Philosophie des Rechts*, § 324. Vgl. Hegel Werkausgabe, Band 3: *Phänomenologie des Geistes*, Frankfurt am Main 1986, S. 335: Um die isolierten Gemeinwesen innerhalb des Staates nicht „festwerden, hier durch das Ganze auseinanderfallen und den Geist verfliegen zu lassen, hat die Regierung sie in ihrem Innern von Zeit zu Zeit durch die Kriege zu erschüttern“. Das Folgezitat ebenda.
- 20 Weihnachtsansprache des Bundespräsidenten Frank-Walter STEINMEIER, 25. Dezember 2020 (www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Frank-Walter-Steinmeier/Reden/2020/12/201225-Weihnachtsansprache.html).
- 21 Zur Prophezeiung vgl. Carsten BROSDAS, *Ausnahme/Zustand: Notwendige Debatten*, Hamburg 2020; zum Zweifel vgl. Georg SEESLEN, *Coronakontrolle: Nach der Krise, vor der Katastrophe*, Wien 2020. Beide Positionen finden sich vielfach variiert in VOLKMER, WERNER, *Die Corona-Gesellschaft*.
- 22 Theodor W. ADORNO, „Über Technik und Humanismus“, in: ders., *Gesammelte Schriften*, Band 20, Vermischte Schriften I, Frankfurt am Main 2003, S. 310–217, hier: 316.
- 23 Ethik-Kommission Automatisiertes und vernetztes Fahren, Bericht Juni 2017, S. 2 (www.bmvi.de/SharedDocs/DE/Publikationen/DG/bericht-der-ethik-kommission.pdf?__blob=publicationFile).
- 24 Weihnachtsansprache des Bundespräsidenten.
- 25 Monika DITTRICH, „Wie in Hessen der Datenschutz erfunden wurde“, in: *Deutschlandfunk Kultur*, 07. Oktober 2020 (www.deutschlandfunk.de/eine-idee-wird-50-wie-in-hessen-der-datenschutz-erfunden.724.de.html?dram:article_id=485411).
- 26 Die Forderung, von Südostasien zu lernen, erhebt zum Beispiel die ZEIT-Journalistin Vanessa Vu (in der ZEIT ONLINE Kolumne am 24. November 2020 und in der Anne Will-Talk-Show am 29.